



Elsemarie Maletzke  
**Giftiges Grün**

Ein Gartenkrimi

Schöffling & Co.



Elsemarie Maletzke

# Giftiges Grün

*Ein Gartenkrimi*

Schöffling & Co.

*Giftiges Grün*

*S*ie sahen sich auf der Beerdigung, aber der Blick, den die beiden Männer wechselten, verriet nur, dass sie sich kannten. Er hatte nicht gewusst, dass Rose so viele Freunde gehabt hatte, und staunte über die Menge der schwarz Gekleideten. Sogar das kleine Fräulein mit den Froschaugen war gekommen. Es regnete an diesem Freitag im September, und hinter dem Sarg wallte ein Zug von Schirmen her, aber als der Sarg hinabgelassen wurde und der Pastor die Aussegnung sprach, hörte der Regen auf. Alle klappten ihre Schirme zusammen und standen barhäuptig unter den tropfenden Bäumen. Danach gingen sie stumm an der offenen Grube vorbei; jeder nahm eine weiße Rose aus der Schale, die neben dem Grab stand, und warf sie auf den Sarg. So hatte sie es sich gewünscht. Das kleine Fräulein blieb einen Moment länger stehen und schaute mit gefalteten Händen in die Tiefe. Es gab keine Leidtragenden, denen man kondolieren konnte, es sei denn, er hätte sich selbst in die erste Reihe gestellt.

*Er blieb nicht, bis alle vorbeidefilirt waren, so lange konnte er nicht stehen, und wandte sich in der Menge wieder dem Ausgang zu. Auf dem Kiesweg zwischen*

den Gräberreihen gab es Gedränge und er wurde von einem Mann mit einem Regenschirm angerempelt; die Spitze traf ihn schmerzhaft am Knöchel.

»Ein Flegel, wie immer«, sagte er und drehte sich zu ihm um.

»Hallo, mon vieux«, erwiderte der andere. »Wie gehen die Geschäfte?«

»Besser als deine.«

Der andere lachte.

»Irrtum. Ich bin mit dem Abschluss sehr zufrieden. Am Ende bekommt jeder, was er verdient.« Er sah ihn an, als wolle er noch etwas hinterherschicken, drehte sich dann aber grußlos um und verschwand zwischen den abwandernden Trauergästen.

Er wollte noch einmal nach Buchfinkenschlag fahren und nahm die Schnellstraße über den Rhein und zur Grenze. Zwei Stunden später parkte er neben dem Tor. Ein mit Bauschutt beladener Lastwagen kam ihm entgegen. Hinter dem Wagen wickelte ein Mann mit gelbem Sicherheitshelm eine Kette um die Gitterstäbe des Tores. Es war Freitagnachmittag. Feierabend. Er sah, dass das Dach schon neu gedeckt war, ein großer schwarzer Flügel aus Schieferschuppen, der sich um den kleinen runden Turm in der Mitte schmiegte. Die Fassade war eingerüstet.

Er bückte sich steif, schob sich unter der nachlässig geschlungenen Kette zwischen den Torflügeln durch und ging langsam die Auffahrt entlang. Er hätte sich

*etwas zu trinken mitnehmen sollen. Aber Marie war sicher zu Hause und er konnte später bei ihr ein Glas Wasser oder einen Kaffee trinken. Und auch das Badezimmer benutzen.*

*Er öffnete den Mantel, weil ihm warm geworden war, stieg, gestützt auf seinem zusammengerollten Schirm, die Freitreppe hinauf und trat durch die offene Tür in die Vorhalle. Es roch nach feuchtem Putz. Als er diesen Ort das letzte Mal gesehen hatte, lag die Halle in Trümmern. Jetzt war der Schutt weggeräumt, die Decke abgestützt. An der Marmortreppe wurde gearbeitet. Die Erinnerung überfiel ihn zusammen mit einem kurzen Schwindel. Sein Herz klopfte stark. Hier drinnen war ihm nicht wohl; er musste an die frische Luft; sich vielleicht im Park unter einem Baum erleichtern. Schrecklich, dass er nicht mehr so gut zu Fuß war und nun mit hastigen kurzen Altmännerschritten durch die Halle und zum Hinterausgang strebte. Von dort war es nur noch ein kurzer Weg durch den Hof bis in den Garten.*

*Als er das Wegekreuz erreicht und sich auf den Sockel der Sonnenuhr gesetzt hatte, merkte er, dass er nicht mehr Herr über seinen Körper war. Eine würgende Übelkeit peinigte ihn und seine Beine zuckten unkontrolliert. Wenn er jetzt aufstand und stürzte, würde er nicht wieder hochkommen. Es war der falsche Entschluss gewesen, so weit hinter das Haus zu gehen, anstatt im Dorf Hilfe zu suchen. Sein Herz*

*raste. Ein Schmerz, als würde sich sein Inneres verflüssigen, wühlte durch seine Eingeweide. Er spürte, dass er nichts mehr bei sich behalten konnte, stemmte sich auf den Schirm und stand auf. Es kam wie eine Explosion. Der Durchfall floss ihm an den Beinen hinunter; zugleich krümmte ihn der Brechreiz. Für Scham war es zu spät; Angst trieb ihn auf den Weg. Er schaffte es bis zum Gartentor und dem Spalier der weißen Rosen. An ihrem Fuß brach er zusammen. Die Bauarbeiter fanden ihn dort am Montagmorgen.*



Linus Onkel Heinrich Weil war als armer Mann gestorben. Schon vor der Testamentseröffnung wusste sie, dass er ihr, ihrem Bruder Karl und einem Vetter, den sie kaum kannte, nicht viel mehr als seine alten, aber wertlosen Möbel hinterlassen würde. Seine letzten Jahre hatte der Onkel allein und jede Gesellschaft, bis auf flüchtige Besuche, ablehnend, in einer Zweizimmer-Mansarde am Rand einer Kleinstadt gelebt. Im Sommer roch es bei ihm nach heißer Dachpappe, im Winter wuchsen Eisblumen am Fenster.

Lina kannte von dieser Wohnung nur einen dunklen, mit Kartons zugestellten Flur und das kleine Wohnzimmer mit Kohleofen und einer Chaiselongue, über die eine Woldecke gebreitet war. Am Fenster stand ein Lehnssessel mit Plastikschoßbezügen über



den Armlehnen, von dem Onkel Heinrich auf die Dächer seiner Nachbarn blicken konnte und darüber hinaus auf eine Nussbaumallee, die schnurgerade hügelan zu den buschigen Kronen des Waldes führte, den der alte Mann nur noch an guten Tagen erreichte. Unten im Haus war die Metzgerei, in der er jeden Mittag, an einem kleinen runden Tisch stehend, das Tagesmenu aß, Gulasch mit Klößen, Bratwurst mit Rotkraut, Rindsroulade mit Salzkartoffeln. Die Speisekarte wechselte selten, und im ganzen Haus roch es nach Soße.

Außer dem Sessel und der Chaiselongue stand im Wohnzimmer ein Buffet, hinter dessen Glastüren alte Wild-und-Hund-Kalender gestapelt waren und drei Weingläser mit grünem Stiel standen. Die Gläser stammten aus einer anderen Zeit, als der Onkel mit einer Frau, die Lina Tante Rose genannt, die aber, wie man ihr zu verstehen gegeben hatte, nicht wirklich mit den Weils verwandt war, in einer Villa nahe der französischen Grenze gelebt hatte. Die Villa hieß Buchfinkenschlag wie das Dorf, zu dem sie gehörte, aber was zuerst da war, wusste sie nicht.

Als kleines Mädchen war ihr Buchfinkenschlag mit seinem schiefergedeckten Turm mitten auf dem Dach und den bunten Fensterscheiben unfassbar alt und märchenhaft erschienen. Von ihren Besuchen dort waren ihr polierte Fußböden und Türkäufe, die sie nur auf den Zehnspitzen erreichen konnte, in Erinne-

rung geblieben, ein Tor mit kauernden Löwen auf den steinernen Pfosten, ein Baum, aus dem ihre Schaukel hing und ein blau gestrichenes Bassin mit sehr kaltem Wasser, in dem der Onkel sie tauchen und schwimmen lehrte.

Sie reiste immer allein nach Buchfinkenschlag, weil sie alt genug war und Karl noch ein Baby, mit einem Handkoffer und ihrer Fahrkarte an einem Bündel um den Hals. Am Bahnhof der Kreisstadt holte Onkel Heinrich sie mit dem Auto ab und auf der Fahrt durfte sie vorne sitzen, ein Platz, der in der Familie sonst ihrer Mutter zustand. Lina hatte mit den Kindern aus dem Dorf am Schwimmbassin gespielt und war auf dem Tennisplatz Federbällen nachgerannt. Sie erinnerte sich auch an einen großen Jungen in einer grünen Gärtnerschürze, der für sie mit der Harke die Zweige des Kirschbaums herunterzog. Aber die meiste Zeit war sie mit Onkel Heinrich, der immer Ferien zu haben schien, aus dem Löwentor hinaus und über Land gewandert. In seinem Rucksack trug er die Wegzehrung, eine Flasche Kakao und in einer Aluminiumdose Butterbrote mit Rührei, das er am Morgen gebraten und kalt gestellt hatte.

Onkel Heinrich machte gern alles selbst. Er konnte auch gut Dornen aus den Fußsohlen ziehen, lange unter Wasser bleiben, mit zurückgezogener Unterlippe das Wiesel nachmachen und auf einem zwischen die Daumen gespannten Grashalm blasen, ein Ge-

räusch, das angeblich Rehe anlockte, jedoch nie wenn die kleine Lina dabei war. Auf ihren Wanderungen sangen sie im Gleichschritt ein Jägerlied, das darauf hinauslief, dass ein harter Mann, der den Adler auf der Klippe Horst und die Ente auf dem See geschossen, auch die Liebe einst gespürt habe. Dies konnte kein anderer als Onkel Heinrich selbst gewesen sein. Er erfreute Lina auch mit Anekdoten aus einem Leben, in dem es auf gute Manieren nicht so ankam; von Treibjagden, bei denen Bankdirektoren zu Schanden gekommen waren, weil man sie für Wildschweine gehalten, und von kapitalen Hirschen mit vielen Enden, die er selbst im wilden Forst erlegt hatte, er, der wegen seiner Brille eigentlich gar kein Gewehr tragen durfte. Und es trotzdem tat.

Aus einem Grund, über den in der Familie Weil niemand Bescheid zu wissen schien, war Tante Rose, die meist nur als Heinrichs Frau Erwähnung fand, aus Linas Leben verschwunden und mit ihr die Villa, der Kirschbaum, die Schaukel, das Schwimmbassin und die Wanderungen. Die Veränderung wurde erst kurz vor den nächsten Sommerferien bekannt gegeben, als Lina die Herrlichkeiten von Buchfinkenschlag schon vorausspürte. Plötzlich hieß es, die Reise sei abgesagt, und wenn sie Onkel Heinrich unbedingt besuchen wolle, müsse sie mit seiner neuen Adresse und der Mansarde vorlieb nehmen. Aber der Onkel hatte seine Nichte nie mehr eingeladen.

Der Verlust war so unfassbar, die Erklärungen so dürftig, dass Lina geglaubt hatte, Buchfinkenschlag sei abgebrannt oder Tante Rose sei gestorben und die Erwachsenen hätten ihr diese Vorgänge verschwiegen. Als junges Mädchen hatte sie Besseres zu tun gehabt, als einer verschwundenen Verwandten nachzugrübeln, und später waren alle Versuche, dem Onkel etwas darüber zu entlocken, an schmalen Lippen und wegwerfenden Handbewegungen gescheitert, als sei die Vergangenheit eine Jacke, deren er sich entledigt hatte. Was war aus Buchfinkenschlag geworden? Es stand noch. Wer wohnte darin? Es interessierte ihn nicht. Warum war Tante Rose weggegangen und wohin?

»Das muss dich nicht kümmern«, sagte Onkel Heinrich und »weg mit Schaden«. Lina hatte gelernt, nicht impertinent zu sein. Nun würde sie es nie erfahren.

Klärende Gespräche waren im Hause Weil nicht üblich. Linas Vater, ein verschlossener Mann mit einem schwachen Herzen, den niemand je nach seiner Meinung gefragt hatte, war bei der Übertragung eines Fußball-Länderspiels vor dem Fernsehapparat gestorben, als die glücklose deutsche Mannschaft ein 4:0 kassierte. Lina war zwölf und behielt sein großes Schweigen in Erinnerung. Ihrer Mutter Berta, einer leidenschaftlichen Gärtnerin, erschien alles bedrohlich, das als Meinungsverschiedenheit oder Zwist da-

herkam. Sie war eine rundliche alte Dame von selbstzufriedenem Temperament und etwas Humor, aber vollkommen unbeeindruckt von anderer Leute Sorgen. Inzwischen sprach sie lieber mit den Rotkehlchen als mit ihren beiden erwachsenen Kindern.



Die Gläser mit dem grünen Stiel, die Onkel Heinrich aus dem Buffet holte, wenn Lina und Karl ihn besuchten, waren die einzigen Erinnerungsstücke an Buchfinkenschlag. Er trug sie aus dem Zimmer und brachte sie gefüllt auf einem Tablett zurück. Dann prosteten sie sich mit dem lauwarmen Weißwein zu und wussten nicht, wo sie sich hinsetzen sollten, denn die Chaiselonge mit der Wolldecke war auch das Bett des Onkels, dessen Privatheit sie nicht verletzen wollten, und im Sessel war eben nur für einen Platz. Die Küche und das zweite Zimmer hatten sie nie betreten.

Und nun hatte sich der Onkel verabschiedet, im Tod so allein, wie er gelebt hatte, unwirsch die Hilfe zurückweisend, die ihm eine Pflegekraft anbot. Die Bettpfanne, den feuchten Waschlappen, das kleingeschnittene Marmeladenbrot nicht ertragend, hatte er sich im Sessel vornüber gebeugt und war gestorben.

Seine Hauswirtin, eine Frau Kerz, die im Stockwerk unter ihm wohnte, hatte, so stellte sich nun her-

aus, nicht auf bestem Fuß mit ihm gestanden. Zu entschieden hatte der alte Jäger auf der Unverletzlichkeit seiner Reviergrenzen beharrt; ihr immer schon auf der Treppe die Sicht und den Zugang zu seiner Wohnung versperrt. Niemals war Frau Kerz bis in den Flur, schon gar nicht bis ins Wohnzimmer vorge drungen, was sie nun, da die Erben seine Habseligkeiten zusammenräumen wollten, nachholte und mit Seufzen und Kopfschütteln die Tapeten und das Stragula musterte. Karl schickte sie weg. Sie warteten noch auf einen Herrn Eilemann, und sie möge so gut sein, ihm auf sein Klingeln die Haustür zu öffnen.

»Von mir aus braucht er nicht zu kommen«, sagte Lina. Sie hatte den Vetter Horst Eilemann, den Sohn von Onkel Heinrichs Schwester Tilly, als einen ver queren Menschen in Erinnerung, der kaum von etwas anderem sprach als dem Unrecht, das andere ihm ständig zufügten; dies aber lachend und hämisch, als habe er es gerade so verdient.

Es war Sommer; in der Mansarde roch es nach Staub und Dachpappe. Durch das Fenster sah Lina auf die in der Sonne glänzende Nussbaumallee, die den Hügel zum Wald hinaufführte, und hoffte, dass auch der Onkel sie mit einem Blick erfasst hatte, ehe er in seine ewigen Jagdgründe eingegangen war.

»Nimmst du das Wohnzimmer?«, fragte Karl wie ein Altertumsforscher, der sich mit seiner Kollegin an einer Weggabelung in einer ägyptischen Pyramide

beratschlagt. Ihr Bruder betrieb ein Antiquariat und Lina wusste, er hatte es auf das Buffet abgesehen, von dem er hoffte, dass es noch Interessanteres barg als die Wild-und-Hund-Kalender.

»Ja, geh nur«, sagte sie, »ich schau erstmal hier rein.« Sie klinkte die Tür des zweiten Zimmers auf. Durchs Fenster fiel Sonnenlicht in Bahnen auf ein Stück Stragula, unter dem sich die Dielen abzeichneten, auf Kartons und gestapelte Stühle, einen Kleiderschrank mit geschweiftem Giebel, Matratzen, die hochkant an der Wand lehnten, ein abgeschlagenes Bett aus glänzendem Mahagoni und einen Tisch, auf dem eine hölzerne runde Platte stand.

Ungerufen stellte sich das Bild einer Frühstückstafel ein, auf der sich diese Platte wie ein langsames Karussell drehte, das Gelee und Brötchen in einem wie aus Silber gefalteten kleinen Korb zu ihrem Platz fuhr. Hoch oben an der Zimmerdecke wiederholte sich das Rund der Platte in einer Früchtegirlande aus buntem Stuck. Tante Rose saß darunter, eine schlanke Erscheinung mit schwarzem, hochgestecktem Haar und geraden Augenbrauen. Sie sah ungefähr so aus wie auf dem Bild, das im Salon hing und das Lina für eine Darstellung von Schneewittchen ohne die Zwerge hielt.

Linus Erinnerung an Tante Rose war nicht sehr ausgeprägt. Anders als der Onkel tat sie nichts, was ein Kind interessierte. Sie achtete darauf, dass die

Kleine das Besteck richtig hielt und mit der Gabel zierliche Bissen zum Mund führte. Die Katze der Köchin hatte Hausverbot, und als Lina sie hereinschleppte, wurde sie von der Tante getadelt. Tiere waren unreinlich. Manchmal sprach sie Französisch mit Onkel Heinrich, den sie Henri nannte, manchmal ging sie durch den Garten, schnitt Blumen ab und legte sie in einen Henkelkorb.

Am Fenster stand der Onkel und erklärte Lina die Bäume im Park: eine Eibe, die hübsch mit glasig roten Beeren besteckt war. Warum durften nur die Amseln sie pflücken? Weil sie giftig waren und kleine Mädchen sterben mussten, wenn sie davon naschten. Eine Blutbuche. Konnte sie bluten? Eine Trauerweide. Warum war sie denn traurig? Ein Blauglockenbaum, dessen braune Früchte wie Vogelschnäbel aufgesperrt waren und klapperten. Schau, Linchen, ein Eichelhäher; die Polizei im Walde. Fing er die Räuber? Aber nein, er warnte nur die anderen Tiere, wenn Gefahr im Verzug war und hatte dem Onkel sogar eines seiner blauschwarzen Federchen für sein Hutband geschenkt. Die Erinnerung an ihn, der allein und unwirsch gestorben war, stieg wie dunkles Wasser in ihr auf.

An der Wand neben der Tür hing ein Waschbecken, in dem die Tropfen des undichten Hahns eine rostrote Spur eingätzt hatten. Auf dem Spiegel darüber klebten weiße Sprenkel von Zahnpasta oder Rasier-



schaum. Das war also sein Bad, ein Wasserhahn zwischen ausgedienten Möbeln und Kartons. Sie klappte die Pappdeckel auf, sah Stapel alter Zeitungen, darunter Ledereinbände. Vielleicht war etwas für Karl dabei.

Dann wandte sie sich dem Kleiderschrank zu und zog die Türen auf. Wenn Karl dabei gewesen wäre, hätte sie einen passenden Laut der Überraschung geäußert oder wäre zurückgewichen. So stand sie nur still und hielt den Atem an. Im Schrank war alles anders. Auf den Borden lagen Stapel weißer Damasttücher, die in den Knickfalten vergilbt waren, schmälere, mit blauem Band umwickelte Packen von Servietten, silberne Kerzenständer, feines weißes Geschirr mit Rosenmuster, die Teekanne, die Zuckerdose und das Brotkörbchen, die sich mit dem Frühstückskarussell gedreht hatten, und zu Bündeln geschnürt das große Besteck; silberne Messer, so lang wie ein Kinderunterarm.

Auf dem obersten Bord lagen ein abgegriffener und ein neuer Herrenhut; auf der Stange hingen Onkel Heinrichs waldfarbene Anzüge, sein Wintermantel und dazwischen etwas Rotes. Sie griff hinein und zog es samt dem Bügel heraus. Es war ein Sommerkleid aus schwarzer Seide mit Klatschmohnblüten, schmal und fließend mit halblangen an den Schultern gekrausten Ärmeln und stoffbezogenen Knöpfen. Lina hielt es unters Kinn, drehte sich zum Spiegel und

schaute still eine Weile hinein. So etwas würde sie nie tragen. Du siehst furchtbar aus, sagte sie in Gedanken.

Mit diesem stummen Satz hatte sie ihr Abbild begrüßt, seit sie es mit dem anderer kleiner Mädchen vergleichen konnte. Sie war blass und sommersprossig, ihr Gesicht dreieckig mit kleinem Kinn und kleinem Mund, einer Stupsnase und großen, vorstehenden blauen Augen. Sie hatte das Wort Augäpfel immer verabscheut, weil es sie so sehr an ihre eigenen erinnerte; helle Halbkugeln, die aus den Höhlen zu treten schienen. Karl hatte das schöne Haar und die gerade Nase der Weils geerbt. Er trug Hawaiihemden – heute blaue Papageien auf gelbem Grund – und ein tätowiertes Pik As auf dem Unterarm. Doch Lina war von einer dreizehnten Fee mit einem dünnen Blondschopf und diesen grotesken Augen bedient worden. Ihre Figur war klein und proper, aber sie zog es vor, sich in zweckmäßige Stoffe und ungefährliche Farben zu hüllen. Inzwischen hatte ihre Mutter aufgehört, sie ihren kleinen Kobold zu nennen, und mit vierzig war Lina besser gewappnet als mit vier, wenn auch nicht lückenlos, was dazu führte, dass sie nicht jeden Spaß verstand und ihrerseits von anderen nicht immer verstanden wurde, die ihre Ironie etwas herb fanden.

Sie ließ das Seidenkleid sinken und fühlte mit der Enttäuschung die Gier aufsteigen. Nicht nur auf das

Kleid, sondern auf all die schönen Dinge, die der Onkel im Schrank wie ein Geheimnis aufbewahrt hatte. Hier hatten sie auf Lina als ihrer neuen, rechtmäßigen Besitzerin gewartet. Karl mochte einen Leuchter und die Hälfte des Bestecks haben, doch der Vetter Eilemann, den man jede Minute erwartete, musste auf jeden Fall ausgeschaltet werden. Sie stülpte einen Karton um, faltete die Zeitungen auseinander, griff in den Schrank und begann schnell zu packen, nahm das Silber und die Kerzenständer, hob das Porzellan von den Borden, schlug es in Papier ein und bettete es nebeneinander, die steifen Tischdecken darüber, die Serviettenbündel in die Ecken, fühlte sich befriedigt und schändlich zugleich, wie sie die Dinge, die so lange unverrückt nebeneinander gestanden hatten und deren innere Verwandtschaft nur der Onkel kannte, auseinanderriß und plünderte. Zum Schluss nahm sie das Seidenkleid vom Bügel und ließ es in den Karton gleiten.



Karl öffnete die Tür. »Unser Vetter ist da.« Man hörte seine Stimme bereits im Flur. Die Hausbesitzerin Kerz hatte einen weiteren Versuch unternommen, in die Wohnung ihres ehemaligen Mieters vorzudringen. Die laute Rede war von Rückständen, einer Sauerei und Renovierungskosten. Vetter Eilemann, in

dem auch Onkel Heinrichs Gene kreisten, blaffte zurück, das werde man ja sehen; er werde einen Rechtsanwalt einschalten.

Der dritte Erbe erschien in einem blauen Blazer mit Goldknöpfen und hatte wegen des beabsichtigten Eindrucks, ein vielbeschäftigter Mann zu sein, der sich nur kurz einer privaten Angelegenheit widmen konnte, den Schlips gelockert. Neben einem Diplomatenkofferchen trug er nur einen kleinen Stoffbeutel mit dem Aufdruck eines Reformhauses. Sehr bald stellte sich heraus, dass er weder an Büchern noch Besteck interessiert war, sondern an der Münzsammlung seines Onkels. Karl, der auf einem Karton wie Captain Hook auf dem Schatzkoffer saß, gab ihm mit großer Geste zu verstehen, dass er keine Einwände erhebe, Lina nickte Zustimmung und der Vetter machte sich rasch und gründlich an die Fahndung.

Lina glaubte, dass er gern etwas Ungünstiges über die ärmliche Wirtschaft gesagt hätte, dass ihn aber ein Rest Genierlichkeit zurückhielt, und er deshalb um so heftiger an den Schubladen riss und die Schiebetüren des Buffets zurückschmetterte. Die Münzen waren bald gehoben. Vetter Eilemann gestattete sich nur einen kurzen Blick auf die Plastikfächer des Albums, als wolle er verhindern, dass goldene Taler und Dublonen seinen Miterben in die Augen stachen, steckte den Band ein und schulterte den Beutesack.